



Das Flüstern der Insel

ROMAN

DANIEL SÁNCHEZ
ARÉVALO

INSEL

insel taschenbuch 4624
Daniel Sánchez Arévalo
Das Flüstern der Insel



DANIEL SÁNCHEZ
ARÉVALO

Das
Flüstern
der
Insel

Roman
Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

INSEL VERLAG

Die spanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
La isla de Alice bei Planeta, Barcelona.

Erste Auflage 2018
insel taschenbuch 4624
Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018

© Daniel Sánchez Arévalo, 2015

© Licence given by Grupo Editorial Planeta S. A.,
Editorial Planeta

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Terry Bidgood, Trevillion Images, Brighton

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36324-8

*Für meine Mutter, für meine Schwester
und für alle Frauen, die mir beigebracht haben,
das Leben zu schreiben.*

ERSTER TEIL

MOBY-DICK

Sie ist auf keiner Karte verzeichnet, die wahren Orte sind das nie.

Die Wahrheit kennt keine Grenzen.

Im Laufe dieser seltsamen, kunterbunten Geschichte, die wir das Leben nennen, gibt es bestimmte merkwürdige Zeiten und Anlässe, da ein Mensch das ganze Universum als einen einzigen großen Jux ansieht, obwohl er den Witz darin kaum erkennen kann und den dringenden Verdacht nicht loswird, dass der Spaß nur auf seine Kosten geht.

Herman Melville, *Moby-Dick* (1851)

Aufsatz meiner Tochter Olivia im 4. Grundschuljahr:

Heute ist mein Vater gestorben. Also heute vor drei Jahren, und der Tag ist jedes Jahr schlimmer für mich, weil als er gestorben ist, da bin ich noch sehr klein gewesen, da war ich erst sechs und habe nicht viel verstanden. Ich habe gedacht, er macht eine Reise, und als meine Mutter gesagt hat, er kommt nicht wieder, da war es am schlimmsten für mich, dass er mir jetzt kein Geschenk mitbringt. Mein Vater ist nämlich viel gereist und hat immer ein Geschenk für mich gehabt, wenn er wieder da war. Aber jetzt wo ich schon größer bin, bin ich trauriger, weil ich mehr verstehe, was das Leben ist, und auch wenn ich über meine Mutter und meine Schwester fast jeden Tag ziemlich froh bin, ist es trotzdem sehr traurig, wenn man keinen Vater hat. Deshalb sind wir umgezogen, als er gestorben ist, und jetzt leben wir auf Robin Island, weil meine Mutter gedacht hat, wenn wir unser altes Haus verlassen, dann können wir schneller darüber hinweg, und dass wir einen Luftwechsel brauchen, und ein bisschen hat sie damit auch recht gehabt, und es geht uns sehr gut hier, weil die Insel sehr schön ist, außer wenn es regnet oder schneit, Regen mag ich nämlich nicht, und Schnee kann ich nicht ausstehen, aber hier sind auch sonst fast alle fast jeden Tag ziemlich froh, und das hilft immer sehr, wenn man etwas schlimmes aushalten muss. Und aus Zufall ist außerdem meine Schwester Ruby hier auf die Welt gekommen, als wir das erste Mal hier waren, und das bringt ganz viel Glück. Ich hoffe, dass ich nächstes Jahr noch ein bisschen trauriger bin als dieses Jahr, weil das bedeutet, dass

ich meinen Vater nicht vergessen habe, und dass ich ihn weiter lieb habe und dass ich ihn vermisse. Das ist sehr wichtig für mich.

Ende.

Auch wenn es den Tag 0 im Kalender nicht gibt, kommt er im Leben doch vor. Mein Tag 0 war der Tag, an dem Chris starb, auch wenn ich überlegt habe, ob es nicht der Tag sein könnte, an dem ich auf die Insel zog. Aber schließlich überzeugte mich ein Tod doch mehr als ein Umzug. Der Tag 0 n. Chr. Nach Christus. Nach Chris.

Manchmal habe ich ihn damit aufgezogen und ihn nicht Chris, sondern Chris/tus genannt (ich hatte ihn so in meinem Handy gespeichert), vor allem, wenn er überaus liebenswürdig, mit seinem einnehmendsten Lächeln und in unschuldigsten Worten seinen Kopf durchsetzen wollte. Was in der letzten Zeit häufiger der Fall war, wenn es um den Namen für unser Kind ging (ich war im siebten Monat schwanger). »Du hast beim ersten Mal aussuchen dürfen, mein Schatz, du wolltest etwas Internationales, das im Englischen, Spanischen, Italienischen und Französischen gleich geschrieben wird. Und ich war einverstanden: Olivia gefällt mir. Jetzt bin ich aber dran. Und ich möchte einen Namen, der nach einem Juwel klingt, denn das werden wir bekommen, ein kleines Juwel: Ruby«, sagte er. Und ich: »Sorry, Chris/tus, das kommt nicht in Frage. Such dir was anderes aus. Ruby klingt wie die Prostituierte aus der Vorabendserie.« »Du hast gerade das Andenken meiner Urgroßmutter Ruby beleidigt, Alice.« Er tat eingeschnappt. Er nannte mich nie bei meinem vollen Namen, bloß wenn er mich provozieren wollte. Für gewöhnlich nannte er mich Ali, Al und am liebsten einfach A. Mir gefiel A.

Ich wusste, dass er es war, als das Telefon klingelte. Ich nahm gerade ein Schaumbad mit zwei Esslöffeln Olivenöl und einem

großen Glas Vollmilch – ein Hausmittel gegen die bei meinem riesigen Bauch zu befürchtenden Schwangerschaftsstreifen – und aß dazu ein Eis mit Belgischer Schokolade (im Gedenken an meine Vorfahren). Ich machte keine Anstalten, die Wanne zu verlassen und das Gespräch anzunehmen. Ich hoffte bloß, dass Olivia nicht aufwachte; es hatte lange gedauert, bis sie eingeschlafen war, und jetzt konnte ich endlich entspannen und etwas für mich tun. Chris würde das verstehen.

Als der Halbkilobecher Eis geleert war, stieg ich aus der Wanne; ich trocknete mich ab, rieb mir Busen, Bauch und Po mit Mandellotion ein und hörte meine Mailbox ab: »Hi, Schatz. Ich bin gerade erst fertig geworden. Eigentlich wollte ich zum Abendessen zu Hause sein, aber es war nichts zu machen, keine Chance, der Kunde wollte hier unbedingt noch was trinken, in einer Bar etwas außerhalb von Yale. Ich mache mich jetzt auf den Weg. Wahrscheinlich bin ich gegen Mitternacht da. Du musst nicht wach bleiben. Ich küsse dich, meine Liebe.«

Ich rief ihn nicht zurück, sondern schickte ihm bloß eine Nachricht:

Hab in der Wanne Eis gefuttert, deshalb nicht drangegangen. Nicht Dickerchen sagen, das tut mir weh! Komm gut heim, mein Schatz. Wir warten hier alle drei auf dich. ILD.

Das Telefon klingelte zwei Stunden später wieder. Vielmehr klingelte es nicht, es vibrierte, und das Display blinkte. Ich war beim Fernsehen im Bett eingeschlafen. Ich erschrak nicht und war auch nicht alarmiert, als ich sah, dass es Chris war. Wenn er nachts fuhr, rief er mich manchmal über die Freisprechanlage an, um nicht einzuschlafen, und ich mochte es, wenn er sich von mir wachhalten ließ. Nicht weil ich gern alles mit mir machen ließ, ich konnte nur einfach überall die Augen schließen und einschla-

fen und deshalb störte es mich nicht, wenn er meinen Schlaf kurz unterbrach, ich genoss es sogar. Es war ein bisschen so wie früher, als wir noch bei unseren Eltern wohnten, wenn wir das Telefon mit ins Bett genommen und bis zum Morgen geredet und so irgendwie die Nacht miteinander verbracht hatten.

»Hallo, mein Schatz, wo bist du denn?«, fragte ich, noch etwas benommen.

»Guten Abend«, antwortete eine Frauenstimme. Jetzt erschrak ich doch. Ich schaute noch einmal auf das Display: Chris/tus. Viel Lärm im Hintergrund. Verkehrsrauschen und Motorenlärm. »Spreche ich mit Alice Williams?«

»Äh ... Ja, das bin ich.« Meine Hände begannen sofort zu zittern.

»Ihr Mann hatte einen Autounfall. Wir bringen ihn ins Saint Luke's Hospital in New Bedford.«

»New Bedford? Wieso New Bedford?«

»Ihr Mann ist Christopher Williams, wohnhaft 668 Hope Street, Providence?«

»Ja.«

»Er ist auf der US-6 von der Straße abgekommen, auf der Höhe von Marion.«

»Marion? Wo ist das?«

»Marion, Massachusetts. Auf der Höhe des Weweantic River.« Als würde mir das etwas sagen.

»Entschuldigen Sie, aber ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte ich und rang darum, nicht aufzuwachen. Solange ich weiterschliefe, wäre das alles nur ein böser Traum.

»Noch einmal, Frau Williams. Ihr Mann hatte einen Autounfall, zweiundzwanzig Meilen östlich von New Bedford. Wir bringen ihn ins ...«

»Nein, das muss ein Irrtum sein«, unterbrach ich sie erleichtert, ich hatte endlich Ordnung in meine Gedanken gebracht. »Das kann nicht sein. Mein Mann ist, er war in Yale.«

Wir lebten in Providence, Rhode Island. Yale ist in New Haven, ungefähr hundert Meilen westlich. New Bedford liegt in der entgegengesetzten Richtung, im Osten. Wie weit, das wusste ich damals nicht genau, aber schätzungsweise eine Stunde mit dem Auto.

»Frau Williams, ich habe seine Papiere noch einmal durchgesehen«, sagte die Frau geduldig, sich offenbar bewusst, wie schwer es war, so eine Nachricht zu begreifen. »Es handelt sich um Christopher Williams.«

»Kann ich bitte mit ihm sprechen?«, brachte ich heraus.

»Er ist nicht bei Bewusstsein. Sein Zustand ist sehr kritisch, Frau Williams. Kommen Sie, so schnell es geht. Saint Luke's Hospital, New Bedford.«

Beim Auflegen blickte ich reflexhaft auf die Digitaluhr auf meinem Nachttisch. Ich sah, wie sie von 00:01 auf 00:02 umsprang. Am 13. Mai 2015. Schon als sehr kleines Kind hatte ich mir die 13 als Lieblingszahl ausgesucht, weil ich glaubte, dass alle Zahlen gleich viel Glück bringen. Eine Portion Glück, die man mit allen Leuten teilen musste. Und weil keiner die 13 wollte, hätte ich ihr gesamtes Glück für mich allein. Bei allen Mannschaftssportarten, die ich spielte, wählte ich die 13 als Nummer. Sie war die Zahl, die mir den Rücken stärkte. Aber in diesem Moment hörte sie auf, meine Glückszahl zu sein.

Und dieser Tag wurde zum Tag 0 des Jahres I n. Chr.

Ich saß schon fünf mir endlos scheinende Minuten hinterm Steuer, als die nächste Panikwelle meine Wirbelsäule hinabpeitschte, weil mir jäh klar wurde, dass ich Olivia allein gelassen hatte, als wäre ich nur kurz vor die Tür gegangen, um die Post und die Zeitung aus dem Briefkasten zu holen.

Noch während ich mir Vorwürfe deswegen machte, wählte ich über die Freisprechanlage die Nummer meiner Eltern. Ich hoffte, mein Vater würde drangehen.

»Ist was passiert, Liebes?« Meine Mutter klang erschrocken wegen der Uhrzeit.

»Mama, Chris hatte einen Autounfall. Sie bringen ihn ins Krankenhaus.«

»Du lieber Himmel, ist es schlimm?«

»Das weiß ich nicht, Mama. Ich rufe dich an, sobald ich etwas erfahren habe. Ich bin gleich losgefahren. Olivia ist allein zu Hause. Ich will nicht, dass sie wach wird, und niemand ist da. Bitte fahrt zu ihr.«

»Ja, sicher, Liebes, wir sind schon unterwegs. Himmel, George, wach auf, Chris hatte einen Unfall. Wo ist das denn passiert, Liebes?«

Ich wollte nicht weiter Erklärungen abgeben müssen.

»In der Nähe von Yale, er war geschäftlich unterwegs.«

Krankenhäuser sind ein Gräuel für mich. Ich setze einen Fuß hinein, und mir wird schwindlig, und dazu noch die Angst, die ich hatte. Meine Beine streikten. Mir war nicht ganz klar, wie ich überhaupt bis hierher hatte fahren können. Ich sah alles verhangen wie durch einen löchrigen Schleier. Ich leide an Asthenophobie, der Angst davor, in der Öffentlichkeit ohnmächtig zu werden. Sie befällt mich fast immer in Stresssituationen, wenn ich mich in die Enge getrieben fühle, von Fremden umgeben bin oder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehe. Sobald mehrere dieser Faktoren zusammenkommen, fängt mein Herz an zu rasen, ich bekomme Schüttelfrost, Atemnot, Panik.

Eine Krankenschwester führte mich zu einem Wartezimmer neben der Intensivstation.

»Bitte hier herein. Der Arzt kommt zu Ihnen, sobald er kann. Ihr Mann ist noch im OP.«

Ich sah einen Getränkeautomaten. Ich brauchte Zucker und Koffein. Aber ich konnte nicht einmal mehr in meine Handta-

sche greifen und nach Kleingeld suchen. Mir wurde etwa zum selben Zeitpunkt schwarz vor Augen, der später auf dem Totenschein von Chris stehen sollte. Wollte ich mit ihm gehen?

In einem Abteil der Notaufnahme kam ich wieder zu mir. Weil Arzt und Oberschwester mich so freundlich, verständnisvoll und mitfühlend ansahen, wusste ich sofort, dass Chris tot war. Gleich nachdem sie es ausgesprochen hatten, überlegte ich, ob ich unsere Tochter jetzt Ruby nennen musste, um sein Andenken zu ehren, oder ob ich den Namen aussuchen konnte, wie ich wollte. Kniffe des Gehirns, um am Leben zu bleiben. Nichtigkeiten, an die man sich klammert, wenn der Boden, auf dem man steht, plötzlich nur noch Morast ist und einen verschlingen will.

Über einen Katheter am Arm bekam ich eine Infusionslösung, und man hatte mir ein Beruhigungsmittel gespritzt. Lebenserhaltende Betäubung gegen die Schrecken des Todes. Vertrug sich das mit meiner Schwangerschaft? Wahrscheinlich war es immer noch besser, als eine Frühgeburt zu riskieren.

»Noch ist nicht eindeutig klar, was zum Tod Ihres Mannes geführt hat. Wir hatten das durch den Aufprall des Wagens hervorgerufene Schädelhirntrauma für ursächlich gehalten. Die Polizei hat uns jedoch informiert, dass an der Unfallstelle keine Bremsspuren zu sehen sind, er könnte also am Steuer eingeschlafen sein oder das Bewusstsein verloren haben, ehe er von der Straße abkam, oder ...« Der Arzt verstummte, weil ihm jede weitere Spekulation offenbar unangebracht vorkam. »Es wird eine Autopsie durchgeführt, um die Ursache zu klären.«

In dem Moment war mir nicht klar, dass man auch in Erwägung zog, Chris könnte sich umgebracht haben.

»Wie lange dauert das? Wann kann ich ihn nach Providence bringen?«

»Wir haben hier im Krankenhaus einen Flügel, in dem wir die

Toten aufbahren und Angehörige und Freunde empfangen werden können.« Und als ich keine Regung zeigte: »Gleich kommt eine Psychologin, die Ihnen und Ihrer Familie zur Seite stehen wird. Es tut mir sehr leid, Frau Williams. Wenn wir jemanden für Sie anrufen sollen ...«

»Nein, bitte, ich möchte meinen Mann so schnell wie möglich nach Hause bringen«, sagte ich oder dachte ich. Ich konnte gerade nicht gut unterscheiden zwischen dem, was ich tat, und dem, was ich mir nur vorstellte. Mit Sicherheit wusste ich nur, dass ich unsere Tochter Ruby nennen würde, natürlich Ruby.

Draußen tagte es. Die Wirkung des Beruhigungsmittels begann nachzulassen. Es war Zeit, dass ich meine Eltern anrief. Ich würde zusammenbrechen, würde weinen und ihnen alles erzählen. Und unter Schluchzen würde ich ihnen sagen, dass ich nicht aufhören konnte zu denken, dass Chris vielleicht noch leben würde, wenn ich ans Telefon gegangen wäre. Dass ich nicht wusste, was Chris dort zu suchen gehabt hatte, und dass ich sehr traurig war, sehr verstört, und dass es mir vorkam, als würde all das gar nicht geschehen, als wäre alles eine einzige Lüge. Dass man mich gebeten hatte, den Toten zu identifizieren, und ich, als ich ihn sah, dachte, nein, das ist er nicht. Weil er das nicht sein konnte, weil Chris mich nie angelogen hatte, und wenn doch – immer nur Belanglosigkeiten –, dann hatte ich das jedes Mal gemerkt, und er hatte gelacht wie ein ertapptes Kind, und dafür hatte ich ihn geliebt. Deshalb war diese Leiche, die ich in der Leichenhalle gesehen hatte, nicht Chris, es war ein gelogener Chris. Nicht mein Chris. Das war alles nicht wahr. »Nicht, Papa? Nicht, Mama? Sagt mir, dass das alles nicht passiert.« Ich rief meinen Vater auf dem Handy an. Meine Mutter ging dran.

»Ja, Mama, es ist sehr ernst ... Ich weiß nicht, auf einer Landstraße bei Yale, er war auf dem Weg nach Hause ... Mama, mehr

weiß ich nicht, sobald ich Neuigkeiten habe, melde ich mich ... Nein, bitte, komm nicht her ... nein, Papa soll auch nicht kommen, bitte ... Ich möchte nicht, dass Olivia irgendwas mitbekommt und Angst hat ... Mir ist es lieber, ihr bleibt bei ihr und kümmert euch um sie ... Ich melde mich und halte euch auf dem Laufenden ... Bis dann.«

Ich hatte nicht gewusst, dass ich so gut lügen konnte, weil ich es bisher fast nie hatte tun müssen. Warum? Warum war ich nicht imstande gewesen, die Wahrheit zu sagen? Noch nicht einmal, dass Chris tot war. Als müsste ich Zeit gewinnen. Zeit wofür? Keine Ahnung, ich wusste bloß, dass ich zwei Stunden oder so brauchte. Damals war es für mich nur schwer abzusehen, dass es bei der Zeit, die ich brauchen würde, nicht um Stunden ging, nicht um Wochen oder Monate. Es ging um Jahre.

Mein Mann ist gerade gestorben, und ich kenne ihn nicht, dachte ich ständig. Zum ersten Mal angelächelt hatte ich ihn nicht deshalb, weil er gut aussah, witzig, beliebt und klug war, sondern weil es mir vorkam, als würde ich ihn schon mein Leben lang kennen. Als wäre mein ganzes kurzes Leben eine Vorbereitung darauf gewesen, ihn anzulächeln. Und von diesem ersten Lächeln an, das wir uns im Vorübergehen auf dem Schulflur zuwarfen, empfand ich ihn als einen Teil von mir und mich als einen Teil von ihm. Wer war mein Mann? Und da ich seit achtzehn Jahren in sein Lächeln verliebt gewesen war und in das Lächeln, das er mir entlockte: Wer war ich? Hallo, mein Name ist Alice Williams, ich bin dreiunddreißig Jahre alt, sitze im Vorraum des Beerdigungsinstituts Monahan Drabble Sherman und höre Dire Straits über die hauseigene Musikanlage.

Eine Musikanlage? Ernsthaft? In einem Beerdigungsinstitut? *Brothers in Arms* von den Dire Straits, die erste Platte, die Chris sich gekauft hatte, als Kind, auf dem Flohmarkt. Sein Lieblingsalbum. Woher wussten die das? Gerade lief »So Far Away«. Wie passend, wie makaber. Wie lachhaft. Aber wer hatte den Verantwortlichen hier davon erzählt? Plötzlich wurde mir klar, dass ich das gewesen war. »Möchten Sie, dass während der Totenwache eine bestimmte Musik läuft? Wir haben eine Musikanlage und können persönliche Wünsche erfüllen«, hatte die freundliche Frau gesagt, die uns den Verlust erleichtern sollte. Ich erinnerte mich nicht an meine Antwort, aber wenn das jetzt lief, dann offenbar, weil ich es ihr gesagt hatte. Oder vielleicht war es auch Tricia gewesen, Chris' Schwester. Ich hatte Erinnerungslücken. Und mit Lücken meine ich, dass ich alles vergaß außer dem, was ich wirklich vergessen wollte: dass ich im Alter von dreiunddreißig Jahren Witwe war.